

Goethe-Jahrbuch

*Im Auftrag
des Vorstands der Goethe-Gesellschaft
herausgegeben von
Frieder von Ammon, Jochen Golz
und Edith Zehm*

133. Band
der Gesamtfolge
2016



WALLSTEIN VERLAG

Redaktion: Dr. Petra Oberhauser

Mit 28 Abbildungen

Gedruckt mit Unterstützung des Thüringer Ministeriums
für Bildung, Jugend und Sport

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet,
das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgend-
einer Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der
Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf fotomechanischem oder ähnlichem
Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehendung, der
Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder an-
derweitigen Bearbeitung.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

© Wallstein Verlag, Göttingen 2017

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Sabon

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf – © SG-Image
unter Verwendung des Goethe-Porträts von Friedrich Dürck nach Joseph Carl Stieler
(Klassik Stiftung Weimar, Museen, GGe/00439)

Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

ISBN 978-3-8353-3070-2

ISSN 0323-4207

Inhalt

- II Vorwort
- 13 *Dank an die Jahrbuch-Paten*
- 15 *Symposium junger Goetheforscher*
- 15 Martin Schneider
Verfehlte Feste. Theatrale Kollektivbildung in Goethes Prosa (»Wilhelm Meisters Lehrjahre«, »Die Wahlverwandtschaften« und »Novelle«)
- 23 Adrian Robanus
»Vernunftähnliches« oder »unendliche Kluft«? Die anthropologische Differenz in »Dichtung und Wahrheit«, »Satyros«, »Metamorphose der Tiere« und »Die Wahlverwandtschaften«
- 31 Anna Christina Schütz
Vom Kommentar zur Bildkritik. Goethes Erzählung »Die guten Frauen, als Gegenbilder der bösen Weiber«
- 40 Philipp Restetzki
»der Schlüssel zu Fausts Rettung«. »Streben« und »Liebe« als spinozistische Motive in den »Faust«-Szenen »Prolog im Himmel« und »Bergschluchten«
- 49 Oliver Grill
»Wenn so viele Wesen durch einander arbeiten«. Widriges Wetter und schwankende Gründe in Goethes Meteorologie
- 57 *Abhandlungen*
- 57 Klaus-Detlef Müller
Wilhelm Meisters Weg in ein tätiges Leben. Jarno als Mentor
- 92 Johannes John
Goethes »Wanderjahre« und das Theater
- II2 Olaf L. Müller
Optische Experimente in Goethes Arbeitszimmer. Mutmaßungen über die apparative Ausstattung und deren räumliche Anordnung

ADRIAN ROBANUS

»Vernunftähnliches« oder »unendliche Kluft«? Die anthropologische Differenz in »Dichtung und Wahrheit«, »Satyros«, »Metamorphose der Tiere« und »Die Wahlverwandtschaften«

Eine zunehmende Beschäftigung mit der Rolle von Tieren bei der Darstellung kulturgeschichtlicher Konstellationen in den letzten beiden Jahrzehnten schärft den Blick für eine Grenzziehung, die zu den fundamentalen Dichotomien zumindest westlicher Gesellschaften gehört: die Grenzziehung zwischen Mensch und Tier. Sie lässt sich unter dem Stichwort »anthropologische Differenz«¹ ansprechen. Damit sind verschiedene, nur dem Menschen zugeschriebene Charakteristika gemeint, die in unterschiedlichen Epochen den grundsätzlichen, kategorialen Unterschied von Mensch und Tier begründen sollen. In der Aufklärung ist das vor allem die Vernunft. In der Spätaufklärung wird dieses Grenzkriterium aber problematisch:

Wo die frühere Aufklärung das artspezifische Merkmal in der ›Vernunft‹ gesucht hatte, aus der sie eine Legitimation des Normensystems ableiten zu können glaubte, weiß die Spätaufklärung, eingestanden oder nicht, daß aus ›Vernunft‹ ›Moralität‹ nicht zwingend folgt [...].²

Wie Matthew Bell in seiner Dissertation gezeigt hat, ist Goethes Anthropologie in der Aufklärungsanthropologie verwurzelt.³ Jörg Robert zufolge ist sie jedoch als desillusionierte, »skeptische Anthropologie« zu bewerten: »Das *humanum* des Menschen ist ein flüchtiges Gut, das gewonnen und auch wieder verloren werden kann.«⁴ Das lässt sich beispielsweise aus der Paradoxie des moralischen Imperativs in *Das Göttliche* schließen. Im folgenden Beitrag sollen vier Arten der literarischen Prozessierung der anthropologischen Differenz in Goethes Werk angesprochen werden: Differenzstatuierung in *Dichtung und Wahrheit*, groteske Grenzauflösung in der frühen Farce *Satyros oder der vergötterte Waldteufel*, Harmonisierung in *Metamorphose der Tiere* und Aporetik in *Die Wahlverwandtschaften*. Anhand dieser Beispiele soll gezeigt werden, inwiefern die anthropologische Differenz als Katalysator ästhetisch-darstellungstechnischer Verfahren Goethes fungiert. Allen

1 Vgl. Markus Wild: *Die anthropologische Differenz*. Berlin 2006.

2 Michael Titzmann: *Vom ›Sturm und Drang‹ zur ›Klassik‹: »Grenzen der Menschheit« und »Das Göttliche« – Lyrik als Schnittpunkt der Diskurse*. In: ders.: *Anthropologie der Goethezeit. Studien zur Literatur und Wissensgeschichte*. Hrsg. von Wolfgang Lukas u. Claus-Michael Ort. Berlin, Boston 2012, S. 487-506; hier S. 502.

3 Vgl. Matthew Bell: *Goethe's Naturalistic Anthropology. Man and Other Plants*. Oxford 1994.

4 Jörg Robert: *Affenangst und Allerlösung. Goethes skeptische Anthropologie*. In: *Vorausdeutungen und Rückblicke. Goethe und Goethe-Rezeption zwischen Klassik und Moderne*. Hrsg. von Frank Fürbeth u. Bernd Zegowitz. Heidelberg 2013, S. 3-25; hier S. 17.

diesen Texten ist gemeinsam, dass in ihnen die Ambivalenz der Mensch-Tier-Beziehung zwischen Ähnlichkeit und Differenz grundierend ist oder offen hervortritt.

I. »Dichtung und Wahrheit«: Differenzstatuierung

Die hier vorgestellte Variante von Goethes Umgang mit der anthropologischen Differenz findet sich in *Dichtung und Wahrheit* in Form einer scheinbar klaren Differenzstatuierung:

Die Natur wirkt nach ewigen, notwendigen dergestalt göttlichen Gesetzen, daß die Gottheit selbst daran nichts ändern könnte. Alle Menschen sind hierin unbewußt, vollkommen einig. Man bedenke wie eine Naturerscheinung, die auf Verstand, Vernunft, ja auch nur auf Willkür deutet, uns Erstaunen, ja Entsetzen bringt. Wenn sich in Tieren etwas Vernunftähnliches hervortut, so können wir uns von unserer Verwunderung nicht erholen: denn ob sie uns gleich so nahe stehen, so scheinen sie doch durch eine unendliche Kluft von uns getrennt und in das Reich der Notwendigkeit verwiesen. Man kann es daher jenen Denkern nicht übelnehmen, welche die unendlich kunstreiche aber doch genau beschränkte Technik jener Geschöpfe für ganz maschinenmäßig erklärten. (FA I, 14, S. 731 f.)

Auf den ersten Blick scheint die vom späten Goethe eingenommene Position eine strikte anthropologische Differenz zu bezeichnen. Über eine Reihe von Oppositionen wird der Unterschied von Mensch und Tier hergestellt. Die Verwunderung darüber, dass sich in Tieren etwas »Vernunftähnliches« hervortut, legt nahe, dass hier Vernunft als Grenzkriterium des typisch Menschlichen gilt. Der Gegenbegriff zur Vernunft in diesem Zitat ist »Notwendigkeit«. Damit ist implizit die Vernunft des Menschen näher bestimmt: Wenn der Mensch nicht bloß dem »Reich der Notwendigkeit« angehört, so ist er als frei gedacht.

Die Unterscheidung zwischen Verstand, Vernunft und Willkür einerseits sowie Notwendigkeit und Naturgesetz andererseits ist nicht nur eine des beobachtenden Wissenschaftlers. Wenn das, was dem Menschen vorbehalten sein soll, in der Natur auftritt, dann ist der Mensch erstaunt und entsetzt. Goethes verallgemeinernder Befund legt nahe, dass bei der Beschäftigung mit der Natur stets die Gefahr droht, dass die Trennung der Kategorien zusammenbricht und dieser Zusammenbruch starke Gefühle erzeugt.

Die Ambivalenz zwischen einer klaren Trennlinie und der drohenden Entdifferenzierung drückt sich in Goethes Bemerkung sprachlich aus. Zunächst ruft die Vernunftähnlichkeit des Tieres Verwunderung hervor, die scheinbare Nähe der Tiere erstaunt. Das führt zu einem Gestus der Distanzierung: Das Bild einer »unendliche[n] Kluft« verweist die Tiere – im Gegensatz zum Menschen – ins »Reich der Notwendigkeit«. Nun schreibt Goethe aber nicht: Die Tiere sind »in das Reich der Notwendigkeit verwiesen«, sondern sie »scheinen [...] in das Reich der Notwendigkeit verwiesen«. Es steht daher in Frage, ob die Kluft tatsächlich so unüberbrückbar ist. Diese gegenläufige Bewegung der Distanzierung wird verstärkt durch die zurückhaltend skeptische Positionierung gegenüber den Mechanisten, die Tiere für Maschinen erklärt haben. Wenn Goethe feststellt, dass man ihnen diese

Positionierung »nicht übelnehmen« kann, die zu seiner Zeit wissenschaftsgeschichtlich schon lange überholt ist, dann drückt sich darin eine Psychologisierung des Maschinenparadigmas aus: Nicht weil die Tiere Maschinen sind, sondern um die Mensch-Tier-Differenz aufrechtzuerhalten, wurden sie von den von Goethe angesprochenen Denkern zu Maschinen erklärt.

Entsprechend kann Entsetzen nicht nur dadurch hervorgerufen werden, dass Tiere oder Pflanzen scheinbar vernünftig sind, sondern auch dadurch, dass der Mensch nicht seiner Vernunft gemäß handelt:

Ein gleiches Entsetzen überfällt uns dagegen, wenn wir den Menschen unvernünftig gegen allgemein anerkannte sittliche Gesetze, unverständlich gegen seinen eignen und fremden Vorteil handeln sehen. Um das Grauen loszuwerden, das wir dabei empfinden, verwandeln wir es sogleich in Tadel, in Abscheu, und wir suchen ihn entweder wirklich oder in Gedanken loszuwerden. (FA I, 14, S. 732)

Wenn es Menschen gibt, deren unvernünftiges Handeln in die Sphäre der Amoralität führt, so wird die Problematik der Vernunft und Freiheit als Grenzkriterium des Menschlichen deutlich: Das spezifisch Menschliche erscheint unsicher und von zwei Seiten bedroht.

II. »Satyros«: Grotteske Grenzauflösung

Goethes kurze Farce *Satyros oder der vergötterte Waldteufel* lässt sich als Beispiel einer »literarische[n] Anthropologie, die den Menschen von seinen Grenzen und Extremen – Tier und Gott – aus in den Blick nimmt«,⁵ behandeln. Auf komische Weise wird die traditionelle »chain of being«, die Kette der Lebewesen, vom Einsiedler bereits im Eingangsmonolog in einer Art Wald-und-Wiesen-Philosophie ironisiert vorgestellt. Der Mensch als Kulturwesen steht an der Spitze dieser Ordnung der Lebewesen, die der Einsiedler entwirft. Diese Ordnung wird kontrastiert mit Satyros' unbestimmter Zwischenposition. Die Satyros zugeschriebenen Eigenschaften kennzeichnen ihn als Geschöpf der Entgrenzung: Die Grenzen von Mensch und Tier, von Realität und Mythologie, von Kultur und Wildheit, von Vernunft und Sinnlichkeit verschwimmen in synkretistischer Überblendung. Aus dieser Zwischenposition bezieht die Farce ihre Komik. Gerade die Unbestimmtheit des Satyros qualifiziert ihn dazu, vom Volk sowohl als Gott verehrt wie auch als Tier verabscheut zu werden. So hat im vierten Akt Satyros das Volk dazu verführt, mit ihm in den Wald zu gehen und sich eine quasi tierische Lebensweise anzueignen. Es »sitzen in einem Kreise alle gekauert wie die Eichhörngen, haben Kastanien in den Händen und nagen dran« (FA I, 4, S. 400). Der parodistische Seitenhieb auf Rousseau ist unverkennbar. Mit der körperlichen Vertierung hat Satyros das Volk an die Grenzen des Menschlichen geführt. Im fünften Akt versucht Satyros, seine Verehrung als Gott dazu zu nutzen, im Heiligtum Eudora, die Frau von Hermes, zu verführen. Hermes stößt die Tür zum Heiligtum auf und Satyros wird entlarvt. Der vermeintliche Gott erweist sich als Tier. Das Volk, im vierten Akt metaphorisch als Eichhörnchen vertiert, apostrophiert nun wiederum Satyros als Tier, da dieser

5 Ebd., S. 14.

ungehemmt seiner Sinnlichkeit folgt. Satyros seinerseits spricht das Volk als Esel an, die unbelehrbar dumm bleiben müssen. Das Spiel mit den Grenzen von Mensch, Gott und Tier, das die Komik des gesamten Stückes ausmacht, findet sich hier noch einmal kondensiert wieder. Die anthropologische Differenz wird zum Ausgangspunkt für die literarische Grotteske. Die Komik dieser grotesken Destabilisierung funktioniert allerdings nur vor dem Hintergrund einer angenommenen stabilen Grenzziehung.

III. »Metamorphose der Tiere«: Harmonisierung

Metamorphose der Tiere (FA I, 2, S. 498-500) soll hier als Beispiel für den Versuch, im Medium der Kunst die Harmonisierung von Einheit und Unterschied zu vollziehen, gelesen werden. Die Differenz zwischen physiologischer Einheit und bewusstseinsmäßiger Kluft wird durch Rekurs auf die Form des Lehrgedichts zur poetischen Vermittlung naturgeschichtlichen Wissens harmonisiert.

In *Metamorphose der Tiere* lässt sich zunächst die Ambivalenz von Gemeinsamkeit und Unterschied erkennen. Zu Beginn wird ein menschliches Publikum angesprochen, das der Sprechinstanz die Hand reichen soll, um dieselbe Stufe zu besteigen. Eingangs werden implizit – trotz des Titels – Mensch und Tier in einen gemeinsamen Denkraum gestellt. Das Gedicht ist als eine metaphorische Gipfelbesteigung inszeniert. Damit ist der Gang durch die verschiedenen Reiche der Natur gemeint, auf deren höchster und letzter Stufe sich offenbar Menschen *und* Tiere befinden, für die gleichermaßen das höchste Gesetz der Natur gilt.

Das Tier wird gemäß den Prinzipien von Goethes Morphologie als Produkt einer Wechselwirkung von Lebensweise und Gestalt beschrieben, welche für alle höheren Lebewesen gilt. Die performative Parallelisierung von Mensch und Tier lässt sich durch einzelne physiologische Bestimmungen nachweisen. Es ist die Rede von »Mund« (Z. 16) und »Speise« (Z. 16) und nicht etwa von »Maul« und »Futter«. Die Tiere haben einen »Fuß« (Z. 20) und keine »Pfote«. Zusammen mit der schon erwähnten Rede von der Mutter Natur und ihren Kindern wird daraus deutlich, dass das bedichtete Formprinzip für Menschen wie für Tiere gilt.

In einer zweiten Bewegung allerdings wird die Parallelisierung von Mensch und Tier wieder relativiert. Der zweite Absatz vor der Schlussbetrachtung markiert den Umschlagpunkt, den man anthropologische Wende nennen könnte. Der Unterschied wird durch die Raumtopologie deutlich. Der entwickelte »schöne Begriff« (Z. 50) soll den Leser »hoch« (Z. 52) erfreuen, der Mensch ist »höchstes Geschöpf« der Natur (Z. 57) und schließlich wird die Gipfelposition erreicht: »Hier stehe nun still und wende die Blicke / Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse / Daß du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit« (Z. 59-61). Der Leser wird als ein Vertreter der Gattung Mensch, die allein sich durch ihre Reflexionsfähigkeit auszeichnet, angesprochen. Mit dem rückwärts-gewandten Blick – gleichsam über den Absatz der letzten Strophe hinweg – werden sowohl die Kontinuität als auch der Bruch veranschaulicht: Der Blick erfordert eine vorhandene Distanz, aber die Blickrichtung ist nicht ohne Vergleiche möglich, wodurch wieder die Kontinuität betont wird. Paradox aber scheint die Aussage, die die Performanz des eigenen Blickes hervorhebt, um ihn in seiner Authentizität

sogleich zu bestätigen. Die Muse, nicht die Wissenschaft, garantiert dem schauenden Subjekt, dass es schaut und nicht schwärmt. Die Wahrheit des Gesehenen wird also gerade durch seine Poetisierung bekräftigt. Damit inszeniert sich das Gedicht selbstreflexiv als höhere Wahrheit: Als poetische Rede kann es »die liebliche volle Gewißheit« (Z. 61) des Vorgeführten garantieren; die Wahrheit ist nicht nur vollkommen sicher, sondern auch noch lieblich, das heißt ästhetisch wohlgeformt. Die Poetisierung der morphologischen Erkenntnis sichert somit deren Richtigkeit. Die zoologische Einsicht in das Prinzip der Gestalt wird mit ihrer Ästhetisierung eingeführt: Der »schöne Begriff von Macht und Schranken« (Z. 50) wird dem Angesprochenen als »harmonisch« (Z. 53), »mit sanftem Zwange belehrend« (Z. 53) präsentiert. *Metamorphose der Tiere* lässt sich aus der hier eingenommenen Perspektive somit einer Ästhetik der Harmonisierung zuordnen: Die Problematik von gleichzeitiger Einheit und Verschiedenheit wird in *Metamorphose der Tiere* harmonisierend aufgelöst.

IV. »Die Wahlverwandtschaften«: Aporetik

Die vierte Möglichkeit des Umgangs mit der anthropologischen Differenz ist die Aporetik, wie sie in den *Wahlverwandtschaften* exemplarisch zu finden ist. Die *Wahlverwandtschaften* sind einerseits wesentlich ein Text über »unterschiedliche Weltwahrnehmung und -deutung im Horizont einer unverfügbaren Wirklichkeit«,⁶ andererseits sind die Bedrohtheit von Ordnungen und deren Zusammenbruch leitende Themen des Romans. Er lässt sich wesentlich als ein Text lesen, in dem fundamentale Grenzen zerstört werden.⁷ Die Thematisierung der Tier-Mensch-Grenze, insbesondere der Grenze von Affe und Mensch, hängt mit dieser allgemeinen Problematik der Brüchigkeit von Ordnungen eng zusammen. Eine Beobachtung zweiter Ordnung ist in den *Wahlverwandtschaften* deswegen zu verorten, weil sowohl der Erzähler als auch die Figuren dabei beobachtet werden können, wie sie die Welt beobachten – welche Wahrnehmungsmuster, welche Dichotomien, welche Interpretationsstrategien deren Umgang mit der Welt strukturieren. Zu den Dichotomien dieser Beobachtungskomplexe gehört die Strukturierung der Welt in Kultur und Natur sowie deren spezifische Ausprägung. Bei zwei Figuren – nämlich Luciane und Ottilie – wird deutlich, inwiefern deren Weltsicht zudem mit ihrem Blick auf die anthropologische Differenz verbunden ist. Der Leser kann beobachten, auf welche Weise Lucianes und Ottilies Weltwahrnehmung und deren Folgen damit verknüpft werden, wie sie ihr Verhältnis zu dem als dem Menschen nächsten geltenden Tier, dem Affen, definieren.⁸

6 Helmut Hühn: *Wirklichkeit und Kunst. 200 Jahre Goethes »Wahlverwandtschaften«*. In: *Goethes »Wahlverwandtschaften«. Werk und Forschung*, Hrsg. von Helmut Hühn. Berlin, New York 2010, S. 3-23; hier S. 17.

7 Vgl. Uwe Pörksen: *Goethes Kritik naturwissenschaftlicher Metaphorik und der Roman »Die Wahlverwandtschaften«*. In: *Jb. der Deutschen Schillergesellschaft* 25 (1981), S. 285-315; hier S. 315.

8 Vgl. hierzu vor allem Mira Shah: *Garstige Affinitäten. Frauen und Affen in J. W. Goethes »Die Wahlverwandtschaften«*. In: *Orbis Litterarum* 70 (2015) 2, S. 108-149.

Mit dem Zusammenbruch von Ordnungen richtet sich in den *Wahlverwandtschaften* der Fokus zugleich auf die Grenzlinien dieser Ordnungen. In Goethes Selbstanzeige heißt es, dass »doch überall nur *eine* Natur ist, und auch durch das Reich der heitern Vernunft-Freiheit die Spuren trüber leidenschaftlicher Notwendigkeit sich unaufhaltsam hindurchziehen« (FA I, 8, S. 974). Die in diesem Beitrag zentrale Frage nach der Ambivalenz der Tier-Mensch-Grenzziehung steht im strukturellen Zusammenhang mit der umfassenderen Frage nach dem Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit. Mit der Betonung der Einheit der Natur wird eine scheinbar feste Grenzziehung überbrückt. Das ist zunächst in Hinblick auf die Grenze zwischen unbelebter und belebter Natur wichtig, denn durch das Wahlverwandtschaften-Gleichnis wird der Gegensatz der abgegrenzten Stufen zwischen den Naturreichen nivelliert. Charlotte mahnt die Differenzierung bei einer derartigen Nivellierung an:

Diese Gleichnisreden sind artig und unterhaltend, und wer spielt nicht gern mit Ähnlichkeiten? Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht, und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und Wahlverwandtschaft etwas freigebig gewesen; so tut er wohl, wieder in sich selbst zurückzukehren und den Wert solcher Ausdrücke bei diesem Anlaß recht zu bedenken. (FA I, 8, S. 305)

Für Charlotte ist der Ausdruck ›Wahlverwandtschaften‹ falsch gewählt, denn die Beziehung der Stoffe sei »niemals eine Wahl, eher eine Naturnotwendigkeit« (FA I, 8, S. 304). Charlotte nimmt also die Position der strikten Differenz ein: hier der Mensch, der wählen kann, dort die Natur, in der der Zwang der Notwendigkeit herrscht. Die Rede von den Wahlverwandtschaften stellt, bezogen auf Charlottes Aussage, eine sprachlich-konzeptuelle Grenzüberschreitung dar, die die Gefahr der Nivellierung birgt: Wenn Charlotte den vorsichtigen Gebrauch von Begriffen wie ›Wahl‹ und ›Wahlverwandtschaften‹ anmahnt, so ist damit die ›differentia specifica‹ des Menschen, seine oben zitierte »heiter[e] Vernunft-Freiheit« angesprochen.

Die angemahnte Trennung der Sphären kann aber nicht aufrechterhalten werden, denn die Spuren »trüber leidenschaftlicher Notwendigkeit« (FA I, 8, S. 974) setzen sich am Ende durch. Dabei ist der Durchbruch der ordnungszerstörenden Leidenschaften mit der Auflösung von Grenzen verbunden: Einmal erscheint es Eduard, »daß er das wühlende Arbeiten emsiger Tiere unter der Erde vernehmen konnte, denen Tag und Nacht gleich sind« (FA I, 8, S. 359). Er wird als »grenzenlos« (FA I, 8, S. 366) charakterisiert; an anderer Stelle heißt es, »alles was in seiner Natur gebändigt war bricht los« (FA I, 8, S. 360). Damit ist eine durchgehende Reflexion von Ordnung und deren Zusammenbruch im Hintergrund festzustellen, die mit der Auflösung konzeptueller Grenzen parallelisiert wird.

Im zweiten Teil wird dieser generelle Reflexionshorizont am Beispiel der Tiere, nämlich der Affen, verhandelt. Dies geschieht zum einen in der Episode zu Lucianes Besuch auf dem Gut, wobei Luciane z. B. durch ihre Affenliebe charakterisiert wird, zum anderen im Tagebuch Ottilies, in dem diese an einer späteren Stelle über Affen und – davon ausgehend – über Fragen der Naturgeschichte nachdenkt. An beiden Stellen erscheinen die Affen als Reflexionsfiguren. Die Positionierung der Figuren zu möglichem Wissen über Affen dient zu ihrer Charakterisierung.

Die Charakterisierung Lucianes erfolgt über Attributionen des Tierischen. Mit der Ankunft von Lucianes »wilde[m] Heer« (FA I, 8, S. 411) auf dem Gut beginnt ein »ungestüme[s] Treiben« (FA I, 8, S. 412) und es ist die Rede von Lucianes »wilde[m] wunderlichen Wesen« (FA I, 8, S. 413). Als »Saalnixe« (FA I, 8, S. 414) wird Luciane gleichzeitig in den Bereich der Metamorphose, der Verwandlungen verwiesen. Sie zieht sich täglich drei- bis viermal um und »verwirrte [...] das Gegenwärtige und das Eingebildete dergestalt, daß man sich mit der Saalnixe verwandt und verschwägert zu sein glaubte« (ebd.). Sofort nach ihrer Ankunft möchte sie ausreiten, nach der Kunstbetrachtung jagt sie sich mit einem Windspiel im Saal herum und vor allem äußert sie ihre große Sympathie für die Affen und vermisst ihren eigenen Affen, den sie als Haustier hält. Um dessen Abwesenheit zu kompensieren, lässt sich Luciane Affengemälde zeigen. Dort werden die Affen vom Erzähler als »menschenähnliche und durch den Künstler noch mehr vermenschlichte abscheuliche Geschöpfe« (FA I, 8, S. 417) charakterisiert. Mit dieser Aussage werden verschiedene Ebenen der Zuschreibung unterschieden. Erstens wird die Nähe von Affe und Mensch als Eigenschaft der Affen zunächst wertfrei festgestellt: Der Affe ähnelt dem Menschen. Zweitens wird konstatiert, dass der Maler der von Luciane betrachteten Bilder die Affen noch menschlicher dargestellt hat, als sie ohnehin sind. Mit der Menschenähnlichkeit wird zugleich das zentrale Kriterium der Monstrosität der Affen im 18. Jahrhundert angesprochen:

Ein Monster ist der Affe dem Menschen gerade wegen seiner Menschenähnlichkeit; nicht wegen seiner absoluten Alterität, sondern wegen seiner relativen Alterität. Aus ihm strömt die theriotope Unruhe des gegebenen Dritten. Er ist kein Tier wie die anderen, sondern ein menschähnliches, weshalb die Abgrenzung besonders nötig und mit besonderer rhetorischer Energie betrieben wird.⁹

In der aufklärerischen Naturforschung lässt sich in der Beschäftigung mit Affen eine doppelte Bewegung beobachten. Einerseits wird ihre verunsichernde Funktion an der Schwelle von Tier und Mensch hervorgehoben. Andererseits dienen sie gerade wegen ihrer großen Menschenähnlichkeit zur deutlichen Markierung der Mensch-Tier-Differenz.

Lucianes grenzauflösende Affenliebe ist im Roman Anstoß für ein Gespräch zwischen dem Gehilfen und Ottilie, das wiederum zu Ottilies Tagebuchaufzeichnungen über das Verhältnis von Menschen, Affen und anderen Tieren und über den Sinn der Naturforschung führt. Bei diesen Bemerkungen Ottilies stehen offensichtlich die eben angeführten aufklärerischen Fragen im Hintergrund. Dabei ist Ottilies Konzept von Naturforschung rein anthropozentrisch und sie stellt moralische Bildung weit über das, was Naturforschung leisten kann:

Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten Tat, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leistet mehr als einer der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert: denn das

9 Roland Borgards: *Affen. Von Aristoteles bis Soemmerring*. In: *Monster. Zur ästhetischen Verfassung eines Grenzbewohners*. Hrsg. von Roland Borgards, Christiane Holm u. Günter Oesterle. Würzburg 2010, S. 239-253; hier S. 252.

ganze Resultat davon ist, was wir ohnedies wissen können, daß das Menschengebild am vorzüglichsten und einzigsten das Gleichnis der Gottheit an sich trägt. (FA I, 8, S. 452)

Die aus der aufklärerischen Tradition stammende und von Otilie aufgenommene forcierte Betonung der Notwendigkeit der Abgrenzung vom Affen als menschenähnlichem Tier lässt aufhorchen. Die Notwendigkeit, die anthropologische Differenz zu betonen, resultiert gerade aus der Durchlässigkeit und Konstruiertheit der Affe-Mensch-Grenzlinie. Die strikte anthropologische Differenz, die den Menschen über die Tiere erhebt, erscheint somit nicht primär als Ergebnis naturwissenschaftlicher Beobachtung. Sie ist vielmehr ethisches Postulat, dessen Nichtachtung zum moralischen Verfall führt: Man wird »böseitiger« (FA I, 8, S. 541), wenn man die Affen als menschenähnlich betrachtet. Die Mensch-Tier-Grenze überschneidet sich strukturell mit der Grenze zwischen Moralfähigkeit und Naturnotwendigkeit und diese Grenze hat einen problematischen Status zwischen Postulat und Wirklichkeit. Das Eigene des Menschen, seine Moralfähigkeit und Freiheit, stehen im Roman auf dem Spiel; der Affe befindet sich im aufklärerischen Tableau Otilies an der dem Menschen nächsten Position der moralunfähigen Natur, die dadurch am gefährlichsten ist. Otilies Nahrungsverweigerung lässt sich als radikale Konsequenz ihres differenzialistischen Denkens verstehen: Da die moralische Ordnung der Gesellschaft durch die körperliche Existenz bedroht ist, hungert Otilie den Körper als ihre tierische Seite aus, um das Weiterbestehen des guten Handelns zu garantieren. Doch diese Engführung lässt Zweifel offen: Wenn es nur um den Preis des eigenen Lebens möglich ist, das eigentlich Menschliche aufrechtzuerhalten, ist dann nicht die klare Abgrenzung bloßes Wunschdenken? Otilies Tod ist eine radikale Grenzziehung auf Kosten des Lebens.

Damit wird der Affe in den *Wahlverwandtschaften* zum Zeichen einer gefährlichen Aporie: Die Aufrechterhaltung des aufklärerisch-humanistischen Ideals, das ohne die klare Mensch-Tier-Grenze nicht auskommt, scheint im Fall von Otilie nur noch auf Kosten des Lebens selbst möglich zu sein. Luciane dagegen, die die Mensch-Tier-Grenze und damit die Sonderstellung des Menschen mit all ihren Implikationen spielerisch-provokativ in Frage stellt, stirbt keinen tragischen Tod. In dieser Konstellation ist die aporetische Problematik der anthropologischen Differenz literarisches Zeichen geworden.

Die komplexe Problemstellung der anthropologischen Differenz bringt, wie sich aus diesen Beispielen, denen noch weitere hinzuzufügen wären, ersehen lässt, im Schaffen Goethes verschiedenste darstellungstechnische Strategien hervor: Differenzstatuierung in *Dichtung und Wahrheit*, groteske Grenzauflösung in *Satyros*, Harmonisierung in *Metamorphose der Tiere* und Aporetik in den *Wahlverwandtschaften*.